

**Vorwort auf S. 9-12 zu J. Philippe Rushton: „Rasse, Evolution und Verhalten. Eine Theorie der Entwicklungsgeschichte“. Graz. Ares Verlag 2005,
deutsche Übersetzung von J. Philippe Rushton: „Race, Evolution, and Behavior: A Life History Perspective“. Third Edition. Port Huron, MI: Charles Darwin Research Institute 2000**

Volkmar Weiss

Warum ist das Erscheinen eines Buches über „Rasse, Evolution und Verhalten“ ein geistiges Ereignis? Warum wird es die Gemüter erregen? Neulich erlebte ich in einem Eisenbahnabteil, wie eine Mutter einige Mühe hatte, ein kleines Kind davon abzubringen, einen Mann mit schwarzer Hautfarbe ständig anzustarren. Offensichtlich war das Kind zu erstenmal in seinem Leben einem Vertreter einer anderen Großrasse begegnet. Auch ich war im Vorschulalter, als in meinem Heimatdorf mehrere Chinesen in das Haus mit Gastwirtschaft einkehrten, in dem wir wohnten, und es hat sich tief in mein Gedächtnis eingepägt. Die äußeren Unterschiede zwischen den Großrassen sind so augenscheinlich, daß sie jeder Mensch wahrnehmen kann, solange er nicht darauf aus ist, seinen gesunden Menschenverstand auszuschalten.

Fast 50 Jahre später nahm ich in Berlin an einer Jahresversammlung der „Gesellschaft für Anthropologie“ teil (die Gesellschaft hält es für klug, den Zusatz „Deutsche“ in ihrer Bezeichnung zu vermeiden), die allen Ernstes über eine Vorlage zu entscheiden hatte, in der gefordert wurde, die Verwendung des Begriffs „Rasse“ vollständig, weil angeblich unwissenschaftlich, zu meiden und nur noch von „Populationen“ zu sprechen. Wer diesen Vorschlägen gefolgt ist, wird inzwischen festgestellt haben, daß die Fakten und Probleme, die mit „Rassen“ in Zusammenhang gebracht werden, nicht durch die Tabuisierung des Begriffes „Rasse“ aus der Welt geschafft, sondern nur auf die „Populationen“ übertragen worden sind.

Die Tatsache, daß die Menschenrassen körperliche und geistige Unterschiede aufweisen, die im Verlaufe der Evolution entstanden sind und eine Funktion haben, müßte so selbstverständlich sein, daß

die wissenschaftliche Forschung nach der Größenordnung dieser Unterschiede und ihrer evolutionären Entstehung und Bedeutung – und genau das ist die Fragestellung von Rushtons Buch – keinerlei Aufregung verursachen dürfte. Warum setzt sich aber jeder, der ein solches Buch mit dem Begriff „Rasse“ im Titel schreibt, ja auch nur ein Vorwort dafür schreibt, der Gefahr aus, von nun aus als „Rassist“ gebrandmarkt zu werden?

Im Britischen Museum in London habe ich einmal versucht, bei geführten Besuchergruppen die Nationalität nur nach dem Aussehen zu bestimmen. Sie werden wie ich bei ähnlicher Gelegenheit rasch feststellen, daß sie Südeuropäer noch von Nordeuropäern unterscheiden können, aber Deutsche nicht von Tschechen, Slowenen und Niederländern, Italiener nicht von Spaniern. Wieviele Rassen es noch unterhalb der drei Großrassen gibt und ob es überhaupt noch eine sinnvolle Untergliederung unterhalb der Großrassen gibt, darüber streiten sich die Gelehrten, und die Beschränkung auf den Fachbegriff „Populationen“ für die Untergliederungen unterhalb der Großrassen ist deshalb ein vernünftiger Kompromiß. Rushton beschränkt sich in dem hier vorliegenden Buch auf die Großrassen Schwarze, Weiße und Asiaten, deren Existenz unstreitig ist. Er ist sich aber im klaren darüber, daß man auch feinere Untergliederungen betrachten könnte. Das bleibt künftiger Forschung vorbehalten.

Denn es vergeht kein Tag, an dem die genetische Forschung, jetzt, nach der vollständigen Entzifferung des genetischen Kodes, nicht neue genetische Unterschiede zwischen den Rassen und ihren Populationen findet. Zwar sind alle Gene allen menschlichen Rassen gemeinsam, jedoch gibt es von Mensch zu Mensch feine Unterschiede in der Abfolge des genetischen Alphabets, die bei den Populationen, Völkern und Rassen mit unterschiedlichen Häufigkeiten auftreten. Wenn auch alle Menschen gleich sind, so sind die Vertreter einundderselben Rasse gleicher. Von den Massenmedien wird derzeit jede Meldung, daß Mensch und Schimpanse und die Großrassen der Menschen untereinander zu etwa 99% in ihrem genetischen Kode übereinstimmen - tatsächlich oder nur beim gegenwärtigen Wissensstand - sofort aufgegriffen. Ein Unterschied von 1% bedeutet aber schon eine Abweichung an

ungefähr 15000 Stellen des genetischen Alphabets, und diese Abweichungen bei 15000 genetischen Polymorphismen scheinen in ihren Auswirkungen nicht unwesentlich zu sein.

Die politische Sprengkraft der genetischen Ungleichheit beruht auf ihren Beziehungen zur sozialen Ungleichheit der Menschen, vor der wir nicht die Augen verschließen können. In den USA und in vielen anderen Ländern werden die verschiedenen sozialen Positionen von den Vertretern der drei Großrassen nicht mit denselben Häufigkeiten eingenommen, sondern mit unterschiedlichen. Die Rassenzugehörigkeit wird damit zwangsläufig zu einer Positionsbestimmung in politischen Auseinandersetzungen, wenn dabei auch die Zuordnung der Einzelpersonen oft eine nur mehr oder weniger wahrscheinliche ist. Wer kämpft, versucht seine Mitbewerber und Gegner zu klassifizieren, Freund und Feind rasch zu unterscheiden. Aus ansonsten nur mehr oder weniger wahrscheinlichen Zuordnungen werden absolute Unterschiede. Im Krieg tragen deshalb Soldaten Uniformen. Als es vor wenigen Monaten in der Elfenbeinküste zu Unruhen und Bürgerkrieg kam, waren Uniformen für einen Teil der Opfer überflüssig. In diesem Falle gerieten alle Weißen in Lebensgefahr. In Gegenwart und Geschichte läßt sich für derartige Verfolgungen und Diskriminierungen von Angehörigen anderer Rassen und Völker leider eine fast endlose Zahl von Beispielen anführen.

Wer im Frieden den Mitmenschen nicht als Einzelperson wahrnimmt, die sich z. B. für eine Arbeitsstelle bewirbt und nicht nach den Leistungen dieser Person fragt, sondern nur die Hautfarbe, die Rasse, wahrnimmt und dann eventuell entscheidet, daß eine Person mit dieser Hautfarbe für diese Stelle niemals in Frage kommt, der ist ein Rassist. Das gilt als eine üble Eigenschaft und ein sehr übles Verhalten.

Derartige Situationen und Verhaltensweisen lassen sich, so erfreulich das vielleicht auch wäre, nicht dadurch aus der Welt schaffen, daß man die völlige Gleichheit aller Menschen deklariert, die Forschungen über biologische Ungleichheit nach Kräften behindert und jede Wissenschaft und Wissenschaftler, die sich mit meßbaren Unterschieden zwischen den Rassen befassen, als unwissenschaftlich brandmarken möchte. Das Buch „Rasse, Evolution und Verhalten“ gehört wie „The Bell Curve“ (und sein

deutsches Pendant „Die IQ-Falle“), wie „IQ and the Wealth of Nations“ und die Bücher von Arthur Jensen und Chris Brand über Allgemeine Intelligenz zu einer Gruppe von Büchern, die dieses Bestreben nach Tabuisierung wissenschaftlicher Themen über die genetische Ungleichheit der Menschen durchbrechen.

Mangels genauerer Zahlen ist am Anfang jede Unterscheidung Mittelwertstatistik und Mittelwertvergleich. Asiaten sind intelligenter als Schwarze, Schwarze größer als Asiaten usw. Derartige Sätze verdecken aber die Tatsache, daß es sich um überlagernde Verteilungen handelt. Es gibt ebenso hochintelligente Schwarze, wie hochintelligente Asiaten und Weiße. Nur die Häufigkeiten, die Prozentanteile der Hochintelligenten und Wenigintelligenten sind bei den einzelnen Rassen verschieden und damit auch ihre Mittelwerte, und das fast bei allen betrachteten Merkmalen. Wenn die Forschung weiter voranschreitet, wird sie in den nächsten Jahrzehnten die Mittelwertsangaben durch die dahinterstehenden Genhäufigkeiten ersetzen. Solange wir aber solche Zahlen noch nicht haben, ist Rushtons Buch ein legitimer Anfang, derartige Unterschiede wissenschaftlich zu betrachten und wissenschaftlich zu diskutieren, und er sollte als solcher verstanden werden und als nichts anderes. Nicht jede Hypothese, nicht jede Feststellung, wird der genaueren Prüfung standhalten. Das eben ist Wissenschaft. Zahlreiche der von Rushton gefundenen Zusammenhänge und evolutionären Erklärungen, insbesondere zwischen der Ausprägung der primären Geschlechtsmerkmale und Verhaltensweisen, sind aber so offensichtlich wie die Hautfarben selbst, so daß man schon heute sagen kann, daß Rushtons Buch in der Wissenschaftsgeschichte für immer einen geachteten Platz einnehmen wird. Rushton stellt nicht nur die Unterschiede fest, sondern ist bestrebt, ihre Entstehung aus der Entwicklungsgeschichte abzuleiten, das ist das Wichtige an diesem Buch, was mit Schwung und Überzeugungskraft dargelegt wird.

Im deutschen Sprachraum ist jede Veröffentlichung über „Rasse“ noch von einer besonderen Hypothek belastet, so daß es noch einiger zusätzlicher Anmerkungen betraf. Neben dem Rassenbegriff der Physischen Anthropologie – von dem Rushton ausgeht – gab es bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts in vielen Sprachen (auch im

Englischen, Französischen und Spanischen) einen Rassenbegriff und ein Rasseverständnis, bei dem ein ganzes Volk als „Rasse“ bezeichnet wurde. Wenn z. B. der Breslauer Professor Julius Wolf in seinem Buch „Der Geburtenrückgang“ (Jena: Gustav Fischer 1912, S. 225) schreibt: „Die Geburtenentwicklung Österreichs zeigt trotz der ganz andersartigen Rassenzusammensetzung seiner Bevölkerung, trotz der außerordentlichen Mannigfaltigkeit seiner Stämme ... ein mit der preußischen Entwicklung fast übereinstimmendes Bild“, dann wird dieser Satz nur verständlich, wenn man weiß, daß der Verfasser einen anderen Rassenbegriff verwendet als Rushton. Viele „Antirassisten“ von heute haben aber nicht die geringste Ahnung von der Vieldeutigkeit des Begriffes „Rasse“ in älteren Texten. Es ist auch keineswegs so, daß einem wissenschaftlichen Begriff „Rasse“, wie ihn heute die meisten Anthropologen und Rushton verwenden, ein unwissenschaftlicher, volkstümlicher oder politisch gebrauchter Begriff von „Rasse“ gegenüberstände, bei dem mit Rasse ein Volk, eine Volksgruppe, eine Sprachengemeinschaft oder eine Kulturgemeinschaft gemeint ist. Nein, es ließen sich zahlreiche wissenschaftliche Texte anführen, in denen der Begriff „Rasse“ zweideutig zu verstehen ist oder in einem anderen Sinne, als ihn Rushton gebraucht. Auch die in den USA in den Statistiken der Gegenwart oft auftauchende Bezeichnung „Latinos“ oder „Hispanics“ (neben Schwarzen, Weißen und Asiaten) ist keine Rassenbezeichnung.

Sowohl Rasse als auch Volk sind Abstammungsgemeinschaften, aber mit unterschiedlicher Nähe, die des Volkes und der Population dabei in der Regel mit einer engeren als die der Rasse. Da aber über diese Abstufungen der Abstammungsnähe in der Öffentlichkeit kaum Klarheit herrscht und in der Politik schon gar nicht oder mit Absicht nicht, bringt das für ein Buch mit dem Begriff „Rasse“ im Titel noch einen besonderen Zündstoff. Wenn man anstatt von „Rasse“ nur noch von „Ethnos“ oder ethnischen Gemeinschaften spricht, wie das von der UNESCO 1952 vorgeschlagen worden ist, schafft man damit die Unterschiede und die Probleme genauso wenig aus der Welt wie mit dem Populationsbegriff. Großrasse, Rasse, Volk bzw. ethnische Gemeinschaft, Population, Clan, Dorf, Sippe und Familie – das sind neben ihren speziellen Inhalten stets und auch Bezeichnungen für Abstammungsgemeinschaften, hier in der Reihenfolge abnehmender

genetischer Ähnlichkeit, abnehmender Blutsverwandtschaft geordnet. In derartigen Gemeinschaften unterliegen nicht nur die Einzelpersonen der Natürlichen Selektion und diese Effekte addieren sich im Laufe von Generation zu Generation, schaffen und verstärken vorhandene Unterschiede oder ebenen sie ein (wie derzeit in Brasilien), sondern - vor allem im Konfliktfall - unterliegen die Gemeinschaften auch als Ganzes der Selektion als Gruppe, im schlimmsten Fall der Vertreibung und Ausrottung. Für die Opfer macht es keinen großen Unterschied, ob sie Opfer „rassischer Verfolgung“ oder „nur“ der „ethnischen Säuberung“ geworden sind. Rushtons Buch ist jedoch kein politisches Buch, das irgendeiner Gruppe bzw. Rasse zum Vor- oder Nachteil gereichen will. Es ist ein wissenschaftliches Buch, ein ehrliches Buch, das als solches gelesen, verstanden und diskutiert werden will.

Volkmar Weiss

Leipzig, März 2005